



**GEORG
VON DER GABELENTZ**

**DER VAMPIR
DER DÄMON DES TODES**

Georg von der Gabelentz

Der Dämon des Todes

Der Vampir

Zwei Novellen

Aus: Georg von der Gabelentz, Das weiße Tier,
Novellen, Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin,
1904

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Vincent van Gogh (bearbeitet)

Der Dämon des Todes

Der Dämon des Todes winkte seinen Geiern und gebot: »Fliegt noch einmal über die Erde! Ihr tatet euer Werk nur schlecht, denn noch ist Leben auf ihr. Ich kann nicht eher schlafen, als bis sich dort unten für eure Schnäbel nichts Lebendiges mehr findet.«

Da breiteten die Geier gleich dunklen Wolken ihre mächtigen Schwingen und flogen davon und ihre spähenden, scharfen Augen schossen wie Blitze vor ihnen her.

Die Geier hießen Elend, Haß, Neid, Wahnsinn.

Der Geier Elend schwang sich den Menschen auf die schmerzenden Schultern, daß sie unter seiner Last mit müden Knien zusammenbrachen und sterbend in die Grube am Wege fielen.

Der Geier Haß setzte sich heimlich anderen auf die Faust, daß sich diese zornig zusammenballte und die Menschen ahnungslos, daß der Geier des Dämons ihnen die willenlose Hand führte, nach Waffen griffen und einander in sinnlosem Kampfe erschlugen.

Der dritte Geier krallte nachts seine scharfen Klauen den Schlafenden in die Brust, daß sie aus ihrer Ruhe

aufführen, daß sie mit scheelen Blicken rechts und links auf den Nachbarn sahen und alle ihre Gedanken immer wieder nach dem einen Ziele schickten wie sie sich des anderen Besitz aneignen könnten. Darüber bemerkten sie nicht, daß sie Schritt für Schritt ihrem Untergange zuliefen.

Der Geier des Wahnsinns aber sprang wie ein kalter und dunkler Schatten den Menschen aufs Haupt, schlug ihnen seine dichten Fittiche über die Augen, daß sie blind wurden und hämmerte ihnen mit dem Schnabel auf den Schädel. Da wurden im Gehirn alle Träume und Tollheiten wach, daß die von dem Tiere Befallenen zu lachen zu tanzen und zu weinen begannen und zum Schlusse unter Zuckungen zu Boden fielen und gleichfalls starben.

Keiner der Vögel gönnte sich Rast.

Viele tausend Jahre rauschten über die Erde hin, und sie waren den Boten des Dämons wie eine einzige Minute.

Endlich kehrten diese mit müden Schwingen heim vor den düstern Saal ihres Herrn. Ihre scharfen Schnäbel waren stumpf geworden von der harten Arbeit. Auf der Erde aber war auch nicht ein Fußbreit Landes, auf dem sie sich hätten niederlassen können, ohne über einem Grabe zu sitzen und den Moder der

Verwesung zu spüren denn tausend mal tausend morsche Gebeine düngten den Boden.

Als die Vögel mit ihren Schnäbeln an das eiserne Tor des Palastes klopfen trat der alte Dämon des Todes zu ihnen. Die Kälte eines eisigen Schneefeldes strahlte von seinem weiten Mantel aus. Seine Stimme hatte keinen warmen Klang, und in seinen Augen lag kein Licht.

»Was bringt ihr mir?« fragte er seine Boten. »Werde ich nun endlich Herr sein über die Erde? Tragt ihr endlich das große, das ewige Schweigen zu mir herauf, damit ich ruhen kann?«

Da antworteten die Geier mit heiseren Stimmen einer nach dem anderen:

»Ich schleppte das Elend auf die Menschen.«

»Ich schenkte ihnen den Haß.«

»Und ich säte Neid.«

»Ich aber pflanzte den Wahnsinn ihnen ins Hirn.«

»Ihr tatet recht,« nickte der Dämon.

»Das Elend, das ich brachte, erdrückte langsam die einen,« begann der erste Geier von neuem.

»Rasch tötete der Haß die anderen,« fuhr der zweite fort.

»Neid fraß die meinen.«

»Und meine zerbrach der Wahnsinn wie morsches Holz bricht,« also sprach der letzte der Boten.

»So bin ich endlich Sieger über dieses Geschlecht kluger Zwerge geworden?« fragte der Dämon und reckte sich empor im Gefühl des Stolzes, daß sein Haupt fast die eiserne Decke des Saales berührte.

Die Geier aber entgegneten und sahen dabei zu Boden als fürchteten sie sich.

»Herr, du bist noch nicht Sieger! Wahr ist's, Tausende nach Tausenden streckten wir hin, wir überflogen die höchsten Mauern stolzer Schlösser, wir brachen den festesten Harnisch, wir fanden den Menschen selbst im tiefsten Versteck vergessener Hütten.

Doch da begegneten wir plötzlich einem Stärkeren und seiner Kraft gegenüber waren wir machtlos.

Wo er erschien entfiel dem Hasse der Dolch, dem Neid versiegte das Gift, dem Elende nahm er die zermalmende Schwere und selbst dem finstern Wahnsinn stahl er seinen Schrecken. Wo jener Gott war, da gewannen die Wesen neue Kraft und neues Leben. Aus Leid selbst wurde ihnen Lust. Immer neue Geschlechter ersetzten die vernichteten, immer neue. Müde sind wir vom fruchtlosen Morden!«

Da drohte ihnen der Dämon des Todes, und seine Gestalt bebte vor Zorn.

»Rastet nicht, ihr Verfluchten! Kehrt wieder hinab auf die Erde und an euer Werk!«

Er streckte seine Hand befehlend über die Vögel aus, daß diese, einer nach dem anderen die langen Flügel breitend, sich emporhoben in die Luft und von neuem durch die Wolken auf die Erde hinabschossen.

Der Dämon aber schloß die dröhnende Erztür seines Palastes und kehrte gebückt, mit langsamen Schritten in den Saal zurück, und seine Lippen murmelten:

»Gott der Liebe! Noch immer bist du stärker als ich! Ich muß wohl noch einmal tausend mal tausend Jahre warten!«

Der Vampir

Vom Kirchturm schlug es sechs Uhr. Die Dampfpeife der Fabrik ertönte; ihr durchdringender, häßlicher Schrei drang bis in die entlegensten Räume des weitläufigen Gebäudes. Neues Leben kam in die ermüdeten, gebückten Gestalten der Arbeiter und Arbeiterinnen die an den knarrenden Webstühlen beschäftigt gewesen waren; sie standen auf und wischten sich die bestaubten Gesichter ab. Die Maschinen blieben langsam stehen, auch ihre Arme ruhten von der rastlosen Arbeit, ihr Ächzen und Stöhnen das laute Atmen ihrer Lungen verstummte.

Die Männer und Frauen banden nun ihre Schürzen ab, setzten ihre Hüte auf oder schlangen sich die bunten Kopftücher über das Haar. Bald hallten die langen, staubigen Säle und die schmutzigen Treppen wider von vielen Hunderten eilender Schritte. Der geräumige Hof der Fabrik füllte sich; zum eisernen Gittertor, das den verschlungenen Namenszug des Besitzers trug, strömten die Gruppen hinaus und verteilten sich in den grauen, engen Straßen, die nach der Ostvorstadt führten. Nach wenigen Minuten stand

der vielfenstrige Kasten der Fabrik verödet da, nur leichte Rauchwolken krochen noch träge aus dem hohen Schornstein und verflogen am Himmel.

Über der Stadt lag dunstige Luft, schwer von dem Kohlenstaub, der am Tage all den ragenden Essen entstiegen war. Es fing an zu regnen in feinen kaum merkbaren Tropfen, wie dichter Nebel, aber es war nur eine vorübergehende Wolke, und sie zog bald am gelben Abendhimmel weiter.

Anna Witte hatte des kurzen Regens nicht geachtet; ihre schlanke Gestalt eilte auf dem Bürgersteig einer Seitengasse zu, in der sie vor einigen Tagen bei Frau Huschke, der alten Wohnungsvermieterin, ein Unterkommen gefunden hatte. An der Straßenecke trat ein Mann aus dem Dunkel eines Torwegs; er schien auf sie gewartet zu haben und legte den Arm nach lautem Gruße zärtlich um ihre Hüfte. Das Mädchen sah mit verliebten Blicken zu ihm auf und schmiegte sich im Gehen eng an seine Seite an. Der Schein einer Gaslaterne fiel trübe durch die schmutzigen, noch feuchten Scheiben auf das Paar und beleuchtete mit gelbem Lichte das Gesicht des jungen Arbeiters. Es waren offene, gutmütige Züge, aber etwas beschränkt und eitel sah er mit dem stutzerhaft gepflegten Schnurrbart aus. Doch Anna Witte liebte ihren Karl. Gerade seinen schmucken Bart und den harmlosen

und treuherzigen Ausdruck seiner braunen Augen mochte sie gern leiden.

In leise geführtem Gespräche schritten sie nebeneinander dem Hause Annas zu. Noch lange blieben sie in der Türnische stehen, im Schatten, den das breite Gewände quer über die schmalen grauen Stufen warf. Sie sprachen von ihrer bevorstehenden Hochzeit, denn Karl verdiente als Arbeiter in einer großen Buchbinderei einen schönen Lohn von dem er schon manchen Taler beiseite gelegt hatte, und auch Anna besaß ein Sparkassenbuch, auf das sie jeden erübrigten Groschen einzahlte. In wenigen Monaten hofften sie so viel Geld beisammen zu haben, daß sie es schon wagen konnten an die Gründung eines eigenen kleinen Hausstands zu denken. Dann würde endlich die lange Zeit sehnsüchtigen Harrens beendet sein. Seit mehreren Jahren trafen sie sich fast täglich an der gleichen Ecke, wenn Anna nach Schluß der Fabrik heimkehrte. Dem hübschen Mädchen war mancher Heiratsantrag gemacht worden, auch von Männern, die ein kleines Kapital ihr eigen nannten, aber aus Liebe zu ihrem Karl hatte sie all solchen Versuchungen widerstanden.

Acht laute Schläge tönnten vom Turme der Nikolaikirche, als sich die beiden endlich mit einem heißen Kusse trennten. Das Mädchen schloß die

Haustür auf und stieg die enge, steile Treppe zu ihrer Wohnung empor, während der junge Mann sich nach der Schenke begab, in der er mit anderen unverheirateten Arbeitsgenossen zu essen pflegte. So schnell, wie es das Dunkel gestattete, lief das Mädchen die leise knarrenden Stufen hinan. Nur bis zum zweiten Stock brannten die Gaslampen auf den Absätzen der Treppe, weiter hinauf wohnte armes Volk. Bei der niedrigen Miete schien es dem Besitzer nicht nötig, auch dort oben noch für die Beleuchtung des Zugangs zu sorgen; hier mochte ein jeder sehen, wie er sich zurecht fand oder sich ein Loch in den Kopf stieß.

Anna kannte die abgetretenen Stufen genau, sie ersparte sich daher das Anzünden eines Streichholzes und tappte im Finstern mit der Hand auf dem glatt geriebenen Geländer entlangfahrend, an den Eingang ihres Flures. Möglichst geräuschlos öffnete sie mit dem Drücker die Tür und schlich auf den Zehen nach ihrer Kammer, um von der neugierigen Alten ja nicht gehört zu werden, denn sie liebte das boshafte und gefürchtete Weib nicht. Frau Huschke, die das Dachgeschoß des im Laufe der Jahre rauchgeschwärzten alten Hauses bewohnte, war Witwe; sie verdiente sich ihren Unterhalt damit, in der Nachbarschaft die Wäsche zu besorgen und bei sich

Schlafstellen an Fabrikmädchen zu vermieten. In ihren geröteten Augen lag etwas Lauerndes und Hämisches; die von der Gicht gekrümmten und zusammengezogenen Finger waren voller harter Falten wie die Füße eines großen Hahns. Die Kinder in der Nachbarschaft nannten sie nicht anders als ›die graue Eule‹ und liefen ängstlich weg, wenn sie ihrer ansichtig wurden. Dabei war sie als geizig und habsüchtig bekannt. Konnte eins der armen Mädchen nicht pünktlich zahlen, so nahm die Huschke ihr alles, beinahe das zerrissene Hemd vom Leibe, denn sie stundete niemals auch nur einen Tag die Miete, das nannte sie ihren Grundsatz.

Die Not hatte das Mädchen gezwungen, zu der Alten zu ziehen.

Anna war froh, als sie ungesehen in ihrer Dachkammer angelangt war. Das schräge Fenster hatte offen gestanden; vielleicht war es in ihrer Abwesenheit vom Winde aufgestoßen worden, es schloß ja so schlecht, denn der Riegel war ausgeleiert, und der Hauswirt ließ hier oben nichts machen. Aber vom Regen war dadurch Nässe auf den Fußboden gekommen die mußte sie schnell aufwischen, denn wenn die Alte den Flecken sah, so gab es harte Worte. Rasch nahm sie einen Lappen kniete hin, indem sie sorgfältig ihr Kleid zurückschlug, und begann den

Fußboden zu trocknen. Er war einmal braun gestrichen gewesen, aber seit langem waren nur in den Ecken noch Spuren der Farbe sichtbar. Dann schloß Anna das Fenster und befestigte den Riegel mit einem Bindfaden am Fensterkreuz.

Aber es war kalt in ihrem Zimmer geworden, und wenn sie noch an ihrer Wäsche arbeiten wollte, so mußte sie warme, flinke Finger haben, mit steifen Gelenken würde sie nicht nähen können. Im Kohlenkasten lagen noch einige Kohlen; sie sammelte sie und legte sie behutsam und leise in den Ofen. Wenn nur jetzt die alte Huschke nicht hereinkäme, dachte Anna, sonst zankte sie wieder über diese Verschwendung von Heizmaterial! Eben wollte sie das Streichholz entzünden, da hörte sie auf dem Gange die schlürfenden Pantoffeln der Wirtin. Rasch steckte sie die Schachtel in die Tasche, sprang auf und machte sich, verlegen errötend, am Tisch zu schaffen. Sie stellte die kleine, matt brennende Lampe so, daß der Schatten eines Holzstuhls auf den nassen Flecken am Boden fiel; da konnte die Huschke nichts bemerken.

Man hätte schwerlich ein widerwärtigeres Antlitz finden können, als es die Alte zeigte, die jetzt, ohne erst anzuklopfen in Annas Kammer trat. Auf einem unförmlichen Leibe mit hohen Schultern und kurzem Halse saß ein viel zu großer Kopf, der nur Gesicht zu

sein schien. Die niedere, stark zurücktretende Stirn verschwand halb unter einer schmutzigen, großen Haube. Zwei abstehende, steife Schleifen an dieser Haube glichen den aufrecht stehenden Ohren einer Fledermaus. In dem breiten Munde standen zwischen den dicken Lippen zwei große, gelbe Zähne wie die Hauer eines Ebers hervor; man sah sie auch, wenn die Alte den Mund geschlossen hielt. Ihr Nasenrücken war durch irgend einen Unglücksfall einmal eingedrückt worden; das verlieh ihrem Gesicht etwas Tierisches.

Die alte Huschke schloß langsam hinter sich die Tür und schob ihren Leib an den Tisch heran.

»Guten Abend, mein schönes Kind!« Ihre Stimme hatte einen heuchlerisch freundlichen Ton. Lauernd und neugierig glitten ihre Blicke im Zimmer umher, als suchten sie etwas. Das Mädchen bot ihr mit kurzem Gruße einen der wackeligen Stühle an und setzte sich selbst mit Bedacht so, daß ihr Gast den feuchten Flecken nicht sehen konnte. Dann nahm sie eine Leinwand vom Tische, zog die Lampe näher an sich heran und griff nach Nadel und Zwirn.

»Nun,« begann die Alte mit gedehntem Tone, »wie steht es denn mit der Hochzeit, Anna? Habt ihr denn bald Geld genug beisammen?«

Geld? Sollte die Wirtin etwa von ihrem Gelde haben, sie anborgern wollen? Anna wurde mißtrauisch.

»Ja, ich denke, in zwei bis drei Monaten s wird's reichen, dann können wir dran denken. Mit meiner Wäsche bin ich schon bald fertig.«

»So?« Die Alte saß eine Weile stumm da, die Hände über dem Bauche gefaltet. Sie war sehr kurzatmig, und jedesmal, wenn sie ausatmete, kam es wie leises Pfeifen aus ihrem Munde hervor. Das Mädchen fuhr indessen mit fleißigen Fingern über ihre Arbeit. Wenn es nur nicht so kalt gewesen wäre, sie hätte zu gern den Ofen angeheizt, aber sie wagte es nicht zu tun. Immer wollte die Nadel den steifen Fingern entgleiten, dazu war Anna müde und schläfrig; sie hoffte, ihr Besuch würde bald wieder hinausgehen. Was mochte nur die abscheuliche Huschke veranlassen sich zu ihr zu setzen; sie kümmerte sich doch sonst wenig um ihre Mieterinnen. Mit einem tiefen Atemholen begann diese von neuem:

»Hören Sie, Anna, es muß doch eigentlich recht dumm und langweilig sein, so lange auf die Hochzeit warten zu müssen. Aber natürlich, wenn man auf sein bißchen Erspartes passen muß, nachher dauert's lange Zeit, bis genug zusammenkommt, und das Heiraten kostet viel Geld, das weiß ich nur zu gut. Und wenn ich nun so bedenke, wie leicht eigentlich sonst ein

hübsches Mädels zu Geld kommen kann, wenn es nur Lust hat.« —

»Ich möchte doch wissen, wie das gehen soll.«

»Auf die einfachste Art von der Welt, ganz ohne Mühe und Arbeit kann man das. Wenn ich zum Beispiel an die Martha denke — die doch, weiß Gott, nichts Besonderes an sich hat — seitdem die mit dem feinen Herrn geht, was sie da für schöne Sachen und Kleider hat, das kann man gar nicht glauben! Na, und Sie sind doch gewiß viel hübscher. Ich will ja nichts weiter sagen, aber der Herr unten aus der zweiten Etage, wenn Sie wüßten wie der von Ihnen spricht.«

»Lassen Sie mich endlich damit in Frieden oder ich sag's meinem Bräutigam! Ich mag nichts davon hören! Sie wissen recht gut, daß ich mit meinem Karl verlobt bin!«

Das Mädchen hatte kurz und gereizt geantwortet; sie ärgerte sich über die Dreistigkeit und Frechheit der Alten, die ihr solche gemeinen Vorschläge machte. Wohl wußte sie, daß die schwarzhaarige Martha nebenan ein Verhältnis mit jemand hatte, der ihr viel Geld gab und ihr auch neulich ein goldenes Armband und eine Uhr geschenkt hatte. Aber sie mochte so etwas nicht, das endete doch nicht gut. Welcher Lärm und welcher Skandal war das gewesen, als die Martha vor einem Jahre ihr Kind geboren hatte. Das arme

Wurm war freilich bald nach der Geburt wieder gestorben. Damals hatte die alte Huschke ganz anders gesprochen und das schreiende und wimmernde Mädchen laut gescholten wegen ihres Leichtsinns und der Wirtschaft, die sie ihr verursachte. Auf solche Sachen ließ sie sich nicht ein. Was hätte ihre alte Mutter draußen auf dem Lande dazu gesagt! Zudem liebte sie ihren Karl aufrichtig und treu.

Die Versucherin merkte wohl, daß sie wieder nichts ausrichtete; sie stand auf und wandte sich mit einem Seufzer der Tür zu. Noch einmal blieb sie indessen stehen, die schwielige Hand auf der eisernen Türklinke. Mit falschen Blicken sah sie sich nach dem Mädchen um.

»Na, wie Sie wollen, liebe Anna, ich meine es ja nur gut mit Ihnen; überlegen Sie sich's nur, Geld ist Geld!« Ihre schlüpfenden Schritte verhallten hinten auf dem dunkeln Gange, ihre Augen aber hatten einen häßlichen Glanz angenommen.

Kaum war die Alte hinausgegangen, als das Mädchen schweratmend aufstand, die Streichhölzer aus der Tasche zog und das Feuer im Ofen anzündete. Knisternd zuckten die Flammen empor. Sie gähnte, eine schwere Müdigkeit kam über sie. Dennoch setzte sie sich noch einmal an ihre Arbeit, aber trotz der Wärme, die die niedere Dachkammer zu durchströmen

begann, wollten die Finger ihrem Willen nicht recht gehorchen. Allerlei Gedanken fuhren durch ihren Kopf, Gedanken an den Bräutigam und die Hochzeit, aber sie konnte auch den häßlichen Vorschlag der Wirtin nicht ganz vergessen ›Geld ist Geld!‹ — Lauernd und frech hatten die Blicke dieses alten Weibes auf ihrem Gesicht und ihrer Gestalt geruht!

Anna trat vor ihre Kommode und sah sich in dem kleinen, zerbrochenen Spiegel im schwarzen, lackierten Holzrahmen. Ja, sie war hübsch! Frau Huschke hatte recht, und doch haßte sie diese schleichende, falsche Person trotz aller ihrer Schmeicheleien. Die meinte es nicht gut, die sicher nicht! Wie grausam und schlecht war es von ihr gewesen, das schwache, schwindsüchtige Nähmädchen damals auf die Straße zu setzen, bloß weil sie einen Monat, einen einzigen Monat die Miete nicht bezahlen konnte! Und wie oft hatte das arme Ding gehungert, um bezahlen zu können und nur zu diesem Termin hatte sie's nicht zusammengebracht. Hustend und unter Tränen war sie mit ihrem Bündelchen, das die wenigen Habseligkeiten enthielt, hinausgegangen in den Schnee und das Dunkel und die Nässe. Anna hatte ihr noch ein Paar geflickte, wollene Strümpfe und ihr altes, blaues Kopftuch geschenkt, denn sie tat ihr so leid mit ihrem schmalen

blassen Gesicht, den dünnen Schultern und Armen und den zerrissenen Schuhen. Fast hatte sie es bereut, auch dieses kleine Geschenk gegeben zu haben, denn das kranke Mädchen war in einer Armenanstalt aufgenommen worden und dort wenige Wochen später gestorben. Das warme, blaue Kopftuch stammte von ihrer eigenen Mutter, die es ihr zum Abschied einmal gegeben hatte, daher hing sie an ihm, und wer mochte wissen, was nun aus ihm geworden war. Unter solchen Gedanken nähte sie emsig weiter. Dieses Hemd mit der kleinen Spitze mußte sie vollenden, das wollte sie zu ihrer Hochzeit tragen.

Immer wärmer wurde es nun im Zimmer, und ihre Schläfrigkeit nahm immer mehr zu, kaum vermochte sie noch die Augen offen zu halten. Die weiße Leinwand begann vor ihren Blicken zu flimmern; sie sah nicht mehr, wohin ihre Nadel stach.

Nur einen Augenblick wollte sie sich niederlegen, vielleicht würde die Müdigkeit vergehen und sie konnte dann noch etwas an ihrem Hemd arbeiten. Aus Sparsamkeit löschte sie aber doch die Lampe aus und warf sich angekleidet aufs Bett. Nur die Bluse öffnete sie und den Bund des Rockes, um es nicht so warm zu haben und bequemer zu liegen. Dann schloß sie die Augen und träumte. —

Noch nie hatte sie einen so lebendigen Traum gehabt.

Über ihrem Haupte ragten die Säulen und Wölbungen einer großen Kirche. Braune, geschnitzte Bänke standen in langen, langen Reihen hintereinander bis dicht vor dem hohen Altar mit dem goldglänzenden Kruzifix. Und hinter dem Altar waren hohe, bunte Fenster, durch deren Malerei die Sonnenstrahlen hineinschienen blau, rot, grün, in schnurgeraden schimmernden Streifen bis mitten in den Raum. Unzählige winzig kleine, leuchtende Pünktchen tanzten wie Leuchtkäfer auf den Sonnenstrahlen und wirbelten unaufhörlich durcheinander. Einer der spitzen Lichtpfeile traf auch das kleine, goldene Kreuzchen das sie als Brosche angesteckt hatte, das letzte Geschenk ihrer verstorbenen Großmutter. Das Kreuzchen schien in all dem Lichte zu wachsen, es glänzte, als sei es mit Edelsteinen besetzt, und war doch nur vergoldet und abgegriffen und hatte sonst einen so matten Schein. Sie selbst war ganz in Weiß gekleidet, sie trug ihr Hemd mit dem Spitzenbesatz, trug den Myrtenkranz auf dem Haar und ging langsam und schüchtern mit gesenktem Haupte auf den Altar zu. Ihr Karl aber schritt neben ihr, groß und schlank, im schwarzen Anzug, den Zylinder in der Hand. Hinter ihnen kam

ihre alte Mutter; sie ging gebückt, wie sie es immer tat, und trug ein Gesangbuch. Neugierige saßen allenthalben auf den Kirchenbänken die Martha war darunter, ihre Stubennachbarin, mit dem goldenen Armband und der neuen Uhr an glänzender Kette, aber ohne ihren feinen Herrn. Auch das arme, schwindsüchtige Mädchen lehnte dicht am Gange in der Ecke einer Bank und sah sie mit großen, unruhigen Augen an, traurig und fragend, genau so, wie sie durchs fremde Leben geirrt war; sie hatte noch ihr blaues Tuch auf dem Kopfe. Wie die dunkeln Augen von dem blassen Gesicht abstachen! Der große Portier aus der Fabrik saß mit seiner Frau gleichfalls in der Kirche ganz vornan; er trug den grünen Sonntagsrock mit den blanken Knöpfen, und die Frau hatte das neue, schwarzseidene Kleid angezogen mit roten Schleifen. Anna mochte die Leute gern, denn sie waren immer gut und freundlich zu ihr gewesen und hatten manchmal zum Feierabend im Vorübereilen ein Wort mit ihr gewechselt; darum nickte sie ihnen auch jetzt lächelnd zu und machte stolz ihren Karl auf die feinen Freunde aufmerksam.

Aus der halbdunkeln Tiefe der Kirche klangen die mächtigen, brausenden Töne der Orgel, die Knaben auf der Empore sangen, auf silbernen Leuchtern glänzten tausend Lichter vom Altar.

Anna stützte sich fest auf den Arm ihres Gatten in solch großem Glücke, daß sie vor Seligkeit laut hätte ausschreien mögen. Jetzt waren sie endlich vereint für ihr ganzes Leben Mann und Frau!

Rechts und links vom Altar standen auf breiten Marmorstufen Engel in weißen, langen Kleidern, sie trugen Myrtenkränze auf den blonden Locken und hielten goldene Stäbe in der Hand. Die Engel waren wohl auf den Sonnenstrahlen hereingeflogen. Anna sah sie immer wieder an, aber sie wunderte sich nicht.

Das Mädchen warf sich im Schlummer unruhig zur Seite. —

In der Kirche war es auf einmal so dämmerig, so dunkel geworden, die weißen Gestalten der Engel waren verschwunden und die hellen Lichter alle verlöscht. Wo war nur ihr Karl geblieben, der noch eben an ihrer Seite gestanden hatte? Wo waren die Verwandten die Freunde? Sie mußten die Kirche schon verlassen haben, denn sie stand ganz allein inmitten des großen, weiten Raums. Ängstlich rief sie den Namen ihres Gatten. Ihre Stimme versagte, aus dem geöffneten Munde kam kein Laut hervor. Jetzt wollte sie eilig den Ausgang gewinnen, aber eine unsichtbare Kraft hielt ihre Füße fest, eine Fessel schnürte sich um ihre Brust, sie vermochte sich nicht

zu bewegen. Die hohen Säulen der Kirche schwankten, bewegten sich, neigten sich gegen sie, als wollten sie zusammenlaufen und sie unter der Wucht ihrer steinernen Füße zertreten. Die dunkeln Kirchenbänke drängten gegen sie an, von vorn, von hinten von allen Seiten kamen sie knarrend und lärmend angerückt, um sie zwischen sich zu zermalmen. Längst waren die weichen tiefen Orgeltöne verklungen, nur ein Dröhnen und Stampfen ging durch die Mauern von dem Heranschreiten der steinernen Riesen ganz wie im Maschinenraum der Fabrik. Der Boden selbst bebte unter ihr. Nicht mehr in warmen Farben schien die Sonne durch die bunten Kirchenfenster herein, ihr Licht floß kalt und bleich um die Säulen, die unerbittlich auf sie zuschritten und um die Bänke, die sich zusammenschoben, enger und enger. —

Endlich kam die Befreiung; sie hörte ihre Stimme. Mit einem unterdrückten Schrei schlug sie die Augen auf. Der Traum war verflogen.

Noch halb im Schlummer blickte sie um sich, allmählich kam ihr die Besinnung wieder, und sie erkannte die Umgebung. Da vor ihr stand der schwarze, eiserne Ofen über ihr lastete die schräge Decke des Zimmers. Auf dem Tische lag ein weißer Gegenstand. Was war das? Richtig, die Alte hatte ihre

Haube dort liegen lassen. Es war ihr ganz entgangen daß sie diese abgesetzt hatte. Gerade auf die weiße Haube fiel der Schein des Mondes. Seine leuchtende Scheibe stand eben über ihrem Fenster, deshalb konnte er so voll und ungehindert durch die Dachluke hereinscheinen. Sonst war das Zimmer dunkel; nur das helle Mondlicht lag, als könne man mit der Hand in seine weißen gesponnenen Fäden greifen grell über der zerknitterten Haube und auf der blank gescheuerten Diele.

Ob sie nicht aufstand, die Lampe wieder anzündete und arbeitete? Aber sie konnte kein Glied rühren, ihr Kopf war noch so voll und wüst von dem seltsamen Erlebnis. Schweiß perlte auf ihrer Stirn leise zitterten ihre Hände. Welch drückende Luft war doch im Zimmer! Gewiß, sie allein war Schuld an ihrem schweren Traume, warum hatte sie sich bei Mondschein hingelegt! Wenn sie nur nicht gleich wieder einschlief, denn dann käme der Traum vielleicht noch einmal; ihr war, als wenn er noch in ihrer Nähe stände, nur hinter den schwarzen Ofen gehuscht sei, um sie abermals zu ängstigen und ihr furchtbare Dinge in die Ohren zu raunen.

Wenn sie das Fenster öffnete, würde es besser werden! Dann käme die kühle, belebende Nachtluft in

ihr Zimmer; sie würde den Schmerz verlieren der über ihren Augen in der Stirn bohrte und stach.

Wenn sie das Fenster öffnete! — Sie schob mit großer Anstrengung ihren Arm vor, sie wollte das rechte Bein ächzend vom Bett herabheben, da hielt sie plötzlich starr inne. Weit riß sie ihre halbgeöffneten Augen auf, daß sie mit versteinertem Blick aus ihren Höhlen traten. Ihre Schläfen hämmerten ihr Herz stockte, durch das mondhelle Fenster blickte ein ganz weißes Gesicht in ihr Zimmer.

Das war ja die abscheuliche, alte Huschke mit ihren roten Augen! Ihr Kopf war aufgedunsen und blutleer; genau so hatte das Gesicht der ertrunkenen Frau ausgesehen, die man einst in ihrer Gegenwart aus dem schlammigen Kanal der Spree gezogen hatte. Auf dem Kopfe saß die weiße Haube, die eben noch auf dem Tische gelegen hatte; zitternd bewegten sich die langen Schleifen an ihr auf und nieder wie die Fühlhörner eines großen Insekts.

Das Mädchen sah schärfer hin, es war kein Zweifel, das entstellte, häßliche Gesicht mit den hervorstehenden Zähnen gehörte ihrer Wirtin an. Aber was hatte diese so im Mondschein auf sie hereinzustarren? Nein, es war doch nicht das Gesicht der alten Huschke, das war ja eine andere Fratze! Aber

wie kam der Kopf mit seinen fürchterlich starren Augen dort oben ans Fenster?

Anna wollte die Augen schließen, um den Spuk nicht mehr zu sehen und ihr schmerzendes Hirn auf andere Gedanken zu bringen. Kaum aber hatte sie ihre Lider geschlossen, als eine innere Gewalt, eine lähmende Angst sie zwang, noch einmal aufzublicken.

Das Blut stockte in ihren Adern, die Zähne schlugen ihr wie im Fieber aufeinander. Der Kopf mit seinen zitternden auf und nieder tastenden Fühlhörnern stand auf ihrem Bett! Nur ein Kopf, ohne Rumpf, ohne Glieder. Mit einem Satze war er geräuschlos vom Fenster aus auf das Fußende ihres Bettes gesprungen. Dort kauerte er und wuchs und wuchs, wurde immer größer und schwerer; fast stießen seine Hörner an die schräge Decke des Zimmers.

Die starren Augen, groß und rund wie Teller, sahen immerfort in die ihren, saugten sich mit ihrem Blick an ihr fest, als wollten sie ihr die Augen, die müden Augen aus den Höhlen ziehen. Das ganze Zimmer war jetzt dunkel; nur auf das schlohweiße, leichenähnliche, riesige Gesicht schien voll und grell der Mond.

Ein unerträgliches Brennen raste durch Annas Kopf, sie sah jetzt nur noch verschwommen immer verschwommener, endlich gar nichts mehr. Furchtbare Angst packte das Mädchen, sie wollte nach Hilfe

schreien; sie fühlte aber, es war zu spät, es war schon geschehen, sie war verloren, dem Gespenst verfallen. Mit den Füßen wollte sie es von sich stoßen, kaum vermochte sie die Kniee noch anzuziehen, da zuckte ein heißer, stechender Schmerz durch ihren Körper. Sie sank gefühllos, ohnmächtig in einen tiefen, unendlich tiefen schwarzen Abgrund. —

Der Morgen dämmerte, auf den Dächern wurden die Sperlinge munter. Arbeiter und Arbeiterinnen liefen den Fabriken zu, die Männer hatten meist fröstelnd die Hände in die Taschen gesteckt, die Frauen und Mädchen ihr Kopftuch fester um den Hals geschlungen. Die ersten Lastwagen rollten schläfrig über das holprige Pflaster. Bleich, wie ein Strolch mit schlechtem Gewissen, der draußen hinterm Zaune übernachtet hat, schob sich der Vollmond am Himmel hin und versteckte sich hinter das nächste hohe Haus.

Frau Huschke ging über den Flur ihrer Wohnung nach der kleinen Küche, um sich den Morgenkaffee zu kochen. Sie hatte ihre Haube noch nicht aufgesetzt, und ihr spärliches Haar hing unordentlich und wirr um das häßliche Gesicht. Jetzt steckte sie die Nase in die Luft und roch in alle Ecken des dunkeln Flures. Welch sonderbarer Geruch war das, woher mochte der kommen? Es roch ähnlich wie Gas. Sollte eins der liederlichen Mädchen irgendwelche Dummheiten

gemacht, etwa vergessen haben die Lampe auszulöschen?

Sie lief in alle Zimmer hinein. Bei der Martha war es nicht, auch bei ihrer Nachbarin war nichts zu bemerken. Aber hier, was bedeutete das? Die Anna, sonst die erste auf, lag noch im Bett, und welch erstickender Dunst erfüllte die Kammer! Rasch riß sie das Fensterchen auf, frische Luft strömte herein, die aufgehende Sonne sandte einen ihrer ersten, goldenen Strahlen ins Zimmer, die stille Schläferin zu wecken.

Diese hatte den Mund wie zum Schreien geöffnet, die Augen waren verglast und halb geschlossen. Entsetzt sahen sie nach der Haube auf dem Tische. Die Brust der Toten war bloß und fühlte sich kalt an wie Wachs, ihre Kniee waren krampfhaft an den Körper gezogen, als habe sie etwas am Fußende ihres Bettes von sich stoßen wollen und nicht mehr die Kraft gehabt, die Glieder wieder auszustrecken. Mit einem dumpfen Schrei eilte Frau Huschke aus dem Zimmer und ließ in der Eile die Tür offen stehen. Sie fürchtete sich allein in ihrer Wohnung und lief die Treppe hinab. Auf der Straße spielten schmutzige Kinder; sie rannten schreiend davon. Was hatte ›die graue Eule‹ heute für unheimlich flackernde Augen bekommen, und wie ungeheuerlich erschien ihr großer Kopf?